Nr. 221. XXVI. Jahrgang. **Montags-Ausgabe.** Berlin, den 3. Mai 1897.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Zwei Präsidenten der Republik.

(Von unserem Korrespondenten.)

△ **Paris**, Ende April.

T. W. Der Präsident der Republik ist von seiner Reise zurückgekehrt. Er hat in acht Tagen die Vendée und einen Theil der Bretagne besucht. Er ist sehr vorsichtig in der Zusammenstellung seiner Reiserouten. Im vorigen Jahre reiste er mit seinem radikalen Stabschef Bourgeois in den radikalen Süden, und die heißblütigen Marseillaiser schrien: „Hurrah!“ und „Hoch Faure und Bourgeois!“ In diesem Jahre ist das Ministerium antiradikal und konservativ — und Felix Faure geht in die konservative Bretagne und wagt sich sogar in die royalistische Vendée. Der Empfang war warm.

Diese treuherzig bigotte, immer reaktionäre, wie für ein patriarchalisches Herrensystem geschaffene Vendée, schien einen Augenblick lang ihre großen Traditionen vergessen zu haben. Da der erwartete König zu lange ausblieb, öffnete sie dem republikanischen Präsidenten ihre Städte. Die Bischöfe hielten Ansprachen, und Felix Faure sagte zu ihnen: „Monseigneur.“ In La-Roche-sur-Yon waren die Führer der Royalisten auf dem Festplatz, wo man das Denkmal des Malers Baudry enthüllte. Sogar dieser alte, prächtige, wildbärtige Heißsporn Baudry d'Asson, der während der Kammerdebatten von Zeit zu Zeit sein „vive le roi!“ ruft, war mit dabei.

Ach, Baudry d'Asson! Wenn die anderen Politiker Frankreichs mehr den Satiriker herausfordern — dieser wäre eine Figur für einen Dichter. Für einen Dichter mit der „lachenden Thräne“, mit warmem Humor, mit Güte und mit einer ganz kleinen Dosis Spott. Dieses alte enfant terrible des französischen Royalismus ist eine Figur für alle diejenigen, welche eine Jean Paulsche Ader haben. Von Zeit zu Zeit vermimmt man, daß Baudry d'Asson einen kleinen Schlaganfall oder etwas Aehnliches gehabt; zwei Tage darauf ist er, wie die Stehaufmännchen, wieder fidel und ruft sein „vive le roi!“ Und man muß ihn gesehen haben, wie er am Abend einer der großen Parlamentsschlachten, in denen es sich um das Schicksal des Kabinets Bourgeois handelte, in den Wandelgängen des Palais Bourbon auf einem Stuhl stand und die alten Lieder der Vendée sang:

„Prends ton fusil, Grégoire,
Prends ta vierge d'ivoire . . . . .“

Und alle die Deputirten und Journalisten, Radikale, Konservative, Sozialisten um ihn herum und einstimmend in den Refrain:

„Prends ta vierge d'ivoire . . . . !“

Und nun ist diesem guten Baudry d'Asson etwas Furchtbares passirt. Er war, wie schon gesagt, auf dem Festplatz, als man in Gegenwart des Präsidenten das Maler-Denkmal enthüllte. Der Präsident ließ ihn sogar zu sich bitten und bot ihm einen Stuhl in seiner Nähe an. Und da kommt nun Paul de Cassagnac, der bei allen Concierges und Dienstboten noch eine unheimliche Popularität genießt — „Paul“, sagt mein Concierge, „Paul“ nennen ihn die Concierges fast aller meiner Freunde — und beschuldigt seinen alten Kampfgefährten Baudry d'Asson des Verraths, der Abtrünnigkeit: „Mir blieb eine einzige Illusion: die Vendée. Soll ich auch sie verlieren?“

Der arme, alte Baudry d'Asson hat sich in einem offenen Schreiben so gut vertheidigt, wie er konnte. . . . Er ist zu Felix Faure gegangen, weil das Interesse des Departements es verlangte, und weil man die Regierung um Vollendung einiger Hafenbauten bitten wollte. Aber als der Präsident dann nach Niort kam, war Baudry d'Asson nicht mehr unter den Festtheilnehmern. Die Anklage, die Cassagnac gegen ihn geschleudert, hatte ihn zu tief verwundet.

Im Uebrigen waren die aufregenden Zwischenfälle während dieser Reise selten. In La Rochelle wurde Herr Ridoret, Gatte der Posthalterin, welcher in einem Wagen dem Präsidenten nachfuhr und sich voll Schaubegier vom Sitz erhoben hatte, von einer tiefhängenden Guirlande erfaßt und auf den Fahrdamm geschleudert, wo er todt liegen blieb. In derselben Stadt wurden Herrn Lebon, dem Minister der Kolonien, mehrere Hundertfrancsscheine aus dem Ueberzieher gestohlen. In Niort mußte der Präsident es muthig erdulden, daß der Deputirte Goirand, der auf Artons Liste steht und des Morgens durch Maueranschläge in der Stadt vergeblich ersucht worden war, von diesen Festen gefälligst fern zu bleiben, eine salbungsvolle Regierungsrede hielt, in der er von der „Moralität des politischen Lebens“ sprach! Und was dergleichen kleine Unglücksfälle und Verbrechen mehr waren . . . .

Es gab auch erhebende Momente. Im Hospital zu La Rochelle dekorirte Felix Faure eigenhändig einen alten Abbé, welcher aus Muscheln künstliche Blumen zu fabriziren weiß. In einem anderen Hospital zeigte man dem Präsidenten eine Frau, die schon seit mehreren Wochen schläft, und die trotz der ministeriellen und bürgermeisterlichen Ansprachen nicht aufwachte. In Nantes wurde ein Kriegerdenkmal enthüllt, und der Marineminister Besnard sagte in seiner Festrede: „Ich danke den Künstlern, welche der Jugend die blutende Wunde gezeigt haben, die wir alle an der Stirn tragen, und die nichts zu heilen vermag.“ Ebendaselbst wurde ein Soldat dekorirt, der 1870 die Hälfte des Gesichts durch einen Säbelhieb verlor und seltsamerweise erst jetzt durch eine Erinnerungsmedaille für den Verlust entschädigt wurde. In Les Sables-d'Olonne tanzten die hübschesten, jungen Damen im Nationalkostüm eine Quadrille. Die Allerhübscheste, Fräulein Alexandrine Bougis, überreichte dem Präsidenten ein Bouquet. „Er küßte sie nicht,“ erzählt Chincholle im „Figaro“ — „früher küßte er. Warum haben wir heute einen so zurückhaltenden Präsidenten? Er spricht fortwährend von Frankreich, und wenn ihm eine Frau naht, benimmt er sich nicht mehr französisch . . .“

Wie üblich, wurden bei allen Banketten vom Maire oder einem Mitglied des Gemeinderathes die Wünsche und Hoffnungen des Städtchens vorgebracht. Hier wünscht man Hafen-, dort Wegebauten. Wenn man eine Infanteriegarnison hat, will man eine Kavalleriegarnison. Die Vaterstadt der schönen Alexandrine will eine Kaserne und Telephon. Nantes will eine Kanalisation. Der Präsident verspricht alles. Glücklicherweise kommt ein Präsident während seiner Regierungszeit nicht zweimal in dieselbe Stadt. Was sagt man nicht alles den Leuten, von denen man weiß, daß man sie nicht wiedersieht!

Die regierungsrepublikanischen Blätter versichern, daß der politische Gewinn dieser Vendée-Fahrt sehr groß sei. Eine Menge Herzen sind der Republik gewonnen worden. Indessen, wenn man an das Städtchen La Roche sur Yon denkt, so wird man solchem Enthusiasmus gegenüber ein wenig skeptisch gestimmt . . .

La Roche sur Yon war nämlich, ehe es sich jetzt zur Republik bekehrte, nach einander eine „Hochburg“ des legitimistischen Königthums, des Orleanismus und des Imperialismus. Es war einmal so begeistert für die Bourbonen, daß es sich „Bourbon-Vendée“ taufte. Und es war ein anderes Mal so begeistert für Napoleon, daß es sich in „Napoleon-Vendée“ umtaufte. Es ist, wie man sieht, eine Stadt, die mit der Zeit mitgeht. Und Felix Faure hätte in seiner Ansprache den Satz verwerthen können, den ein Abonnent an Emile de Girardin, den Herausgeber der abwechselnd königstreuen und königsfeindlichen, republikanischen und konservativen, napoleonischen und antinapoleonischen „Presse“ schrieb: „Treu festhaltend an der Ueberzeugung, die Sie in Ihrem Blatte von jeher mit so wankelloser Entschiedenheit vertreten, will auch ich . . .“

* * *

Während man Felix Faure also in der Vendée und in der Bretagne feierte, hat kein Mensch in Frankreich daran gedacht, daß am 15. April eines ehemaligen Präsidenten hundertster Geburtstag war: der hundertste Geburtstag Thiers'. Nicht ein Artikel in der Presse. Nicht einmal eine Notiz. Erst acht Tage nach diesem 15. grub ein Mitarbeiter des „Gaulois“ drei alte Thiers-Anekdoten aus. Das war alles, was es an „Erinnerung“ gab.

Und es wäre eigentlich nicht nur schicklich, sondern auch ganz zeitgemäß gewesen, von dem „Befreier des Territoriums“, wie der nun auch ziemlich vergessene Gambetta ihn genannt, zu sprechen. Wie vieles von dem, was heute in Griechenland vorgeht, erinnert an das, was vor 27 Jahren in Frankreich sich ereignete! Bis zu der Depesche des griechischen Kronprinzen an einem der ersten Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten: „Ich war heute in der vordersten Gefechtsreihe“, welche an die Depesche Napoleons erinnert: „Louis a reçu le baptême du feu.“

Aber Thiers ist ein dreifach todter Mann. Und weil man in Frankreich so schnell vergißt und so schnell vergessen wird, hat Felix Faure Recht, wenn er die Gegenwart auskostet, und sogar Madame Faure hat Recht, wenn sie bei „Salon“-Eröffnungen und ähnlichen Feierlichkeiten sich von den tief geehrten Honoratioren empfangen und ein wenig umschmeicheln läßt — obgleich Rochefort sie deswegen „Katharina II.“ nennt.

Und Felix Faure war sogar noch viel netter, als er unter dem schief aufgesetzten Cylinder noch sorgenfreier, noch lebenslustiger lächelte. Als er nicht so streng und würdevoll blickte wie seit dem Zarenempfang. Und als er noch die hübschen Mädchen küßte. Da schien er der wahre Lebensphilosoph, der versteht, daß die Franzosen der Ungetreuen in dem bretonischen Volksliede gleichen, welche singt:

„Mein Geliebter läßt mir sagen:
„Schönes Kind, vergiß mich nie . . .“
Andre hab' ich schon vergessen,
Ihn vergesse ich wie sie.“

Die Geisha.

Wenn die Aufnahme, welche ein Bühnenwerk bei seiner ersten Aufführung findet, immer entscheidend für seine Lebensfähigkeit wäre, stünde schon heute fest, daß sich die neue dreiaktige Operette, die „Geisha“, lange auf dem Repertoir erhalten müßte. Allein es ist nicht immer der Fall. Es spielen bei dem Erfolge einer Premiere eine ganze Reihe von Umständen eine hervorragende Rolle, die später nicht in gleicher Weise ins Gewicht fallen. Vor allem darf nicht vergessen werden, daß sich bei Erstaufführungen zum großen Theil Freunde des Hauses einfinden, die von vornherein geneigt sind, das Gebotene gut zu finden. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß der Erfolg, den die „Geisha“ am Sonnabend im Lessing-Theater hatte, lediglich hierauf zurückzuführen sei, aber verstärkt wurde er jedenfalls dadurch. Die Anzahl der Hervorrufe habe ich nicht gezählt; sie hängt auch von der größeren oder geringeren Schnelligkeit ab, mit der der Vorhang nach dem Fallen wieder aufgezogen wird. Der Erfolg muß durchschlagend genannt werden, weil der Beifall sowohl nach den Aktschlüssen als auch häufig bei offener Szene spontan und allgemein war.

Wie ich bereits in der Notiz in der gestrigen Morgenausgabe hervorhob, liegt der Werth der neuen Operette in der Musik. Wenn irgend welche Zweifel laut werden können, ob das Interesse des Publikums der „Geisha“ dauernd erhalten bleiben werde, so können sich diese nur auf die Schwäche des Textes gründen. Die japanische Theehausgeschichte, die uns Herr Owen Hall auftischt, ist ein sich herzlich unbedeutend. In das Theehaus des Chinesen Wun-Hi, in welchem viele Geishas für Geld den Gästen etwas vorsingen und vortanzen, kommen zeitweise auch englische Marineoffiziere. Dem einen von ihnen, dem Kapitän Reginald Fairfax, hat es die allgemein beliebte O Mimosa San angethan, die vor dem jungen Manne recht gern ihre Künste produzirt, da er gut zahlt. Das Unglück will, daß auch der Marquis Imari, der Gouverneur und allgewaltige Polizeichef, ein Auge auf Mimosa geworfen hat, die er sogar heirathen will. Allein Mimosa weigert sich, ihm zu folgen, nicht etwa, weil sie Fairfax liebt, sondern weil sie längst dem japanischen Gardelieutenant Takana versprochen hat, seine Gattin zu werden. Wun-Hi muß es büßen, daß sie Imari verschmäht; der Gouverneur entzieht ihm die Konzession und läßt seine Geishas versteigern. Auf diese Weise hofft er, leicht in den Besitz Mimosas zu kommen, da ein Wink von ihm genügt, um die anderen Japaner davon abzuhalten, daß sie bei der Auktion den Polizeichef überbieten.

Aber er hat die Rechnung ohne eine resolute englische Miß gemacht, welche Mimosa in der Hoffnung kauft, sie auf diese Weise für immer von Fairfax fernhalten zu können. Dieser nämlich ist mit ihrer Freundin Molly Seamour verlobt, welche sich zufällig auch gerade in Japan befindet und das Theehaus Wun-His besucht. Um sich zu überzeugen, daß in dem Verkehr der Theehausmädchen mit den Gästen von Liebe nicht die Rede sei, hüllt Molly sich auf den Rath Mimosas für eine halbe Stunde selbst in das Gewand einer Geisha; selbstverständlich zufällig gerade für die halbe Stunde, in der die Auktion stattfindet. Imari will sich nun an Molly für die ihm entgangene Mimosa schadlos halten. Jetzt soll die Engländerin, die ihm unerkannt für den geringen Preis von hundert Dollar zugeschlagen wird, seine Gattin werden. Mimosa errettet sie vor diesem Schicksal, indem es ihr gelingt, die französische Dolmetscherin Juliette, welche nach der Ehre geizt, Marquise Imari zu werden, an Stelle Mollys unterzuschieben.

Diese „imposante“ Handlung ist auf drei Akte vertheilt. Es könnten ebensogut vier, es könnte ebenso gut einer sein. Der Komponist Sidney Jones hat sich glücklicherweise um den Text nicht viel gekümmert. Er hat sich einfach gesagt: Hier kommen Japaner mit Europäern zusammen, also mache ich theils japanische, theils europäische Musik. Er schrieb demgemäß eine Reihe in sich abgeschlossener Gesänge, ohne Werth darauf zu legen, wem ihr Vortrag zufallen solle. Es ist, abgesehen von den Liedern der Mimosa, kaum eine Nummer in der Partitur, die gerade von der Person gesungen werden müßte, die sie singt. Die Aufführung der Operette wird dadurch erleichert; denn der Direktor kann nun die Nummern an die Sänger vertheilen, ohne durch die Rücksicht auf die Rollen gebunden zu sein, welche jene spielen. Aber auf der anderen Seite liegt doch hierin die Schwäche des Werkes. Es ist nichts Ganzes, es sind lauter, allerdings fast durchweg sehr gefällige Einzelheiten. Man amüsirt sich jeden Augenblick, und die ganze Operette ist doch nicht amüsant.

Sidney Jones ist wohl insofern nicht originell, als er nichts absolut Neues bringt, keinen neuen Stil geschaffen hat, aber er ist in der Erfindung sehr selbstständig; seine Melodien sind wenigstens zum großen Theil wirklich neu. Eigenthümlich ist, daß ihm die Rhythmen im Zwei- und Vierviertel-Takt besser gelingen als die im Dreiviertel-Takt. Hier verfällt er leicht allzusehr in das spezifisch Wienerische, während dort seine Weisen immer frisch klingen. Erstaunlich ist die Fülle der Melodien, die ihm eingefallen sind. Seine Instrumentation ist von geschmackvoller Einfachheit und von jener Diskretion, die als Hauptvorzug der französischen Operettenkomponisten gerühmt wird. Einzelne Nummern zu erwähnen, die besonders gefallen haben und am Sonnabend wiederholt werden mußten, verzichte ich. Ich müßte sonst beinahe alle nennen. Aber das mag gesagt werden, wenn man sich zu Strichen entschließt, so wäre dem Blaustift vor allem das sentimentale Lied des Fairfax im dritten Akte verfallen, während neben den Liedern der Mimosa sein „I am happy“ im ersten Akt und das Quartett, „Was wird er dazu sagen“, im dritten Akt unter allen Umständen bleiben müssen.

Die Aufführung war im Großen und Ganzen vortrefflich: Es klappte alles. Im Einzelnen hätte die Regie etwas sorgsamer vorgehen können. Von den englischen Offizieren z. B. durften nicht einige die Kokarde auf der rechten, andere auf der linken Seite des Hutes tragen. Auch hätte man Herrn Julius Freund, der sonst aktuell zu sein weiß, die erste Strophe des Kuplets für Wun-Hi nicht durchgehen lassen sollen. Der Verfasser führt als Zeichen, daß auch bei uns noch mancher Zopf abzuschneiden sei, unter anderem an, daß die Frauen nicht auf dem Verdeck der Pferdebahnen fahren dürften, während ihnen die Erlaubniß dazu schon im vorigen Jahre ertheilt wurde.

Die Hauptpartien waren zum Theil vorzüglich, im Uebrigen wenigstens annehmbar besetzt. Alle Anderen überstrahlten Fräulein Mia Werber als Mimosa. Sie ist der Star der „Geisha“, aber es wäre gewagt, sie deshalb als den zukünftigen Star der Operette im Allgemeinen anzusehen. Bevor sie das werden könnte, müßten erst überhaupt einmal mehr Rollen à la Mimosa geschrieben werden, die sie mit ihrem zierlichen Figürchen zu spielen vermöchte. Wodurch sie als Geisha hauptsächlich wirkt, das ist die kindliche Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Gesanges. Sie versteht zu singen. Sie kann noch nicht alles, ganz und gar beispielsweise den Triller nicht, aber sie kann mehr als selbst viele Opernsängerinnen. Es bildet einen Reiz ihres Vortrages, daß sie offenbar instinktiv das Richtige trifft, wie sie wohl auch in der Darstellung mehr unbewußt als mit künstlerischer Ueberlegung das Richtige traf. Sie erschien in dem japanischen Kleide, das nur den Kopf und die Hände zu sehen gestattete, graziös, ob sie auch sonst diesen Eindruck machen würde, steht dahin. Was die Tracht wirkt, konnte man am besten bei Fräulein Marie Erich (Molly Seamour) sehen, welche als Japanerin sehr gefiel, als Europäerin aber sich recht ungelenk ausnahm. Von den Herren zeichnete sich gelanglich Herr Karl Schulz (Fairfax), schauspielerisch Herr Emil Sondermann (Wun-Hi) aus, der das sicherlich nicht leichte Tanzen sehr gut studirt hatte. Dem Balletmeister Gundlach ist es als Verdienst anzurechnen, daß überhaupt alle Mitwirkenden, die am Schluß der Gesangsnummern sehr viel zu tanzen haben, ihre Sache recht gut machten. Kapellmeister Goldmann leitete die Aufführung sorglam, aber er hätte häufig ein flotteres Tempo anschlagen müssen. — Direktor Ferenczy hatte das Seine gethan, um der Novität zum Erfolge zu verhelfen. An Dekorationen und Kostümen war nichts gespart, die ganze Inszenirung zeugte von Geschmack.

Heinrich Neumann.